

Was dasteht und was nicht dasteht.

Kritische Anmerkungen zum Textbegriff der Übersetzungstheorie

von

Rainer Kohlmayer

1. Die reduktionistische Übertragung des Saussureschen Zeichenbegriffs auf Texte

Die Übersetzungstheorie hat unter anderem die Aufgabe, die Übersetzungskompetenz guter Übersetzer zu erklären.¹ Hier geht es mir in erster Linie um die Verstehenskompetenz, also um die Fähigkeit, Texte zu verstehen.

Verstehen ist für Menschen die natürlichste Sache der Welt. Wer nicht versteht, hat eine sehr verminderte Überlebenschance. Die Menschen sind Herdentiere, und das impliziert, daß sie verstehende und kommunizierende Wesen sind. Der Embryo reagiert schon im Mutterleib auf Stimme und Stimmung der Mutter, und dieser "Vorsprung des Verstehens" vor dem Produzieren bleibt das ganze Leben hindurch erhalten. Man hat geschätzt, daß die passive Sprachbeherrschung des Menschen etwa tausendmal größer ist als die aktive.²

Die Übersetzungswissenschaft und –didaktik müßte sich Gedanken darüber machen, wie bei den Übersetzern dieses Verhältnis zugunsten der Produktionskompetenz verbessert werden könnte. Hier wäre ein gemeinsames Forschungsziel der Angewandten Sprachwissenschaft und der Übersetzungswissenschaft, von dem die Schreib- und Übersetzungspraxis unmittelbar profitieren könnte. 'Routine' bedeutet für gute Übersetzer vermutlich vor allem die rasche Aktivierbarkeit passiver Wissensbestände. Aber der Haken der erfolgreichen Routine besteht nun einmal darin, daß sie nur durch Routine zu erwerben ist. Oder auf die kurze Formel gebracht, die wir verwenden müssen, wenn wir kognitivistischen Jargon vermeiden wollen: Übung macht den Meister.³

Der Hauptgedanke meines Aufsatzes besteht in der These, daß viele der theoretischen Probleme, die die linguistischen und literarischen Textwissenschaften des 20. Jahrhunderts mit der Erklärung des Textverstehens hatten und haben, darauf zurückgehen, *daß man Saussures atomistischen Zeichenbegriff zu Unrecht auf die Textebene übertrug*. So wie bei Saussure Signifikant und Signifikat *arbiträr* verbunden seien, sei auch die materielle Zeichenkette des Textes *arbiträr* mit einem semantischen Inhalt verbunden.⁴ Ich

vertrete die Ansicht, daß beim Text keine solche Arbitrarität vorliegt, sondern daß ein 'normaler', 'prototypischer' Text – verstanden als kommunikative Handlung – ein im Peirceschen Sinne 'vollkommenes Zeichen' ist, weil jeder Text gleichzeitig eine indexikalisch, ikonisch und symbolisch kodierte Kommunikationsform darstellt.⁵

Ich will diesen Gedanken zunächst *historisch* erläutern. In Saussures *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft* stehen die folgenden erstaunlichen Sätze:

"Eine Bemerkung nebenbei: Wenn die Wissenschaft der Semeologie ausgebildet sein wird, wird sie sich fragen müssen, ob die Ausdrucksformen, die auf völlig natürlichen Zeichen beruhen – wie die Pantomime –, ihr mit Recht zukommen. Und auch wenn sie dieselben mitberücksichtigt, so werden ihr Hauptgegenstand gleichwohl die auf die Beliebigkeit des Zeichens begründeten Systeme sein. Tatsächlich beruht jedes in einer Gesellschaft rezipierte Ausdrucksmittel im Grunde auf einer Kollektivgewohnheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auf der Konvention."⁶

Saussure bezweifelt hier also, ob die Pantomime Gegenstand der Zeichenlehre sein solle. In bester Cartesianischer Tradition zieht er eine klare Trennlinie zwischen der animalischen Körper–Natur mit ihrer angeborenen, spontanen Ausdruckskompetenz und der geistigen Über–Natur des Menschen mit ihrer konventionell kodierten Rationalität. Saussures Lieblingsmetaphern für die menschliche Sprache – Schachspiel, Geld, Mathematik – entwerfen das Modell eines körperlosen, ausdruckslosen Gehirnwesens, das nur über ein beliebiges abstraktes Zeichensystem mit anderen, ähnlichen Gehirnwesen Kontakt hält. Saussures verstümmeltes Bild einer abstrakt–konventionellen 'Kommunikations'–Gesellschaft, die nur über das Minimum eines gemeinsamen Kodes sozial vernetzt ist, ist inzwischen von manchen pessimistischen Philosophen (vor allem wohl von Jean Baudrillard) konsequent zu Ende gedacht worden und entspricht vermutlich auch den Marketingzielen von Bill Gates – der globalen Simulation von Kommunikation am Bildschirm.

Der Saussuresche Strukturalismus wurde bekanntlich zum ersten Mal im Prager Linguistenkreis auf Texte, und zwar zunächst auf literarische Texte übertragen. Wir finden bei Mukarovsky die typisch Saussuresche Dichotomie zwischen Signifikant und Signifikat wieder, nur eben angewandt auf literarische Texte: Mukarovsky unterscheidet zwischen "Artefakt" einerseits, also dem "materiellen Werk", und dem "ästhetischen Objekt" andererseits, also dem historisch veränderlichen Bedeutungskorrelat des Artefakts.⁷ In ganz ähnlicher Weise unterschied auch Roman Ingarden zwischen dem Werk als "schematischem [...] Gebilde" und dem eigentlichen Leben des Werkes in den sogenannten "Konkretisatonen", z.B. bei der Lektüre des literarischen Werkes.⁸

2. Die Hypostasierung des Rezeptionsprozesses

Nun können aber auch falsche bzw. einseitige Hypothesen zu richtigen Erkenntnissen führen. Die Reduzierung des Textes auf die bloße Materialität eines Signifikanten führte zu einer wichtigen Entdeckung: der Entdeckung der Rolle des *Lesers*, der die scheinbaren Buchstaben zum Leben erweckt. Der Leser – und damit die Rezeption – wurde im 20. Jahrhundert zum eigentlichen Helden der Literaturgeschichte. Die Rolle des Autors verlor proportional an Interesse. Nicht er – und auch nicht der Text – galt als Sinnstifter, sondern der Leser.

Als sich in der zweiten Jahrhunderthälfte auch die Linguistik mit dem 'komplexen Zeichen Text' zu befassen begann, wurde nach den frustrierenden Versuchen mit dem Zusammenbasteln von Texteinheiten aus diskreten Einzelzeichen (Stichwort: Textgrammatik) schließlich doch das Mukarovskysche bzw. Saussuresche dichotomische Modell übernommen. Z.B. in der einflußreichen Texttheorie von S. J. Schmidt: Er trennt zwischen dem "Textformular" als der noch uninterpretierten Ausdruckskette und dem eigentlichen "Text", der in einem kommunikativen Rahmen mit Sinn "ausgefüllt" wird.⁹

Es scheint, daß man mit diesem leserzentrierten Modell, welches besonders in der sogenannten *Postmoderne* (die sich allmählich bescheidener als *zweite Moderne* zu verstehen beginnt) expandierte bzw. explodierte, in eine theoretische Sackgasse geraten ist, weil damit das Verstehen von Texten aus der Sicht der Texttheorie endgültig ins Belieben des Lesers geraten zu sein scheint. Durch welche Argumente lassen sich – wenn überhaupt – bei diesem arbiträren Textmodell noch Verständnis von Mißverständnis, sinnvolle von unsinnigen Interpretationen trennen? Umberto Eco, selbst ein Postmoderner der ersten Stunde, hat als erster Semiotiker darüber nachzudenken begonnen, wie die Beliebigkeiten der subjektiven Textinterpretationen bzw. die erratischen Pfade der Semiose durch Markierungen gesichert werden könnten. Ich halte Ecos Versuche, 'Grenzen der Interpretation' abzustecken und auf der Unterscheidung zwischen *intentio auctoris*, *intentio operis* und *intentio lectoris* zu bestehen, für angebracht und nützlich.¹⁰

Typisch für die Sackgasse, in die man durch die Übertragung des Saussureschen Zeichenmodells auf die Textebene geraten ist, scheint mir folgende – ansonsten schöne didaktische – Darstellung aus einem aktuellen Lehrbuch zu sein:

"[Der Text] ist *totes Material*, das erst durch das Wissen der Sprachteilhaber zum Zeichen mit Sinn wird."

[Und wenige Sätze später heißt es:]

"Der Text ist der *Samen*, der auf dem Boden des Wissens aufgeht zum

Die Aporie bzw. die falsche Generalisierung bei der Übertragung des Arbitraritätsmodells vom isolierten Einzelzeichen auf ganze Texte verrät sich in der *Unvereinbarkeit* der beiden hier verwendeten Metaphern: Der Text wird zunächst als "totes Material" bezeichnet, dann aber als "Samen". Hier wird mit Metaphern logisch jongliert: Mit "totes Material" wird dem Saussureschen Paradigma Tribut gezollt, daß der Text nur ein materielles Artefakt ist, das von sich aus keinerlei Bedeutung enthalten oder transportieren kann; mit "Samen" wird der Übergang erschlichen, daß im Text an sich doch irgend etwas stecken muß, was nicht vom Hörerleser selbst stammt, sondern was eher *diesen* befruchtet.

Für einen isolierten Signifikanten, also eine akustisch oder optisch wahrgenommene Laut- oder Buchstabenreihe kann man die Metapher "totes Material" zur Not gelten lassen. So ist bspw. der Ausdruck "Rech" für viele Hörer oder Leser in der Tat totes Material bzw. bloßer materieller Signifikant, bis sie erfahren, daß es im Pfälzischen "Böschung" bedeutet. *Einzelne* Zeichen sind für den, der das Signifikat nicht kennt, gewissermaßen – nämlich relativ! – "totes Material". Wer nicht weiß, was das *H* auf der Tür bedeutet, hält es vielleicht für eine technische Vorrichtung oder eine Verzierung – Interpretationen, die aber auch schon mehr erkennen als 'totes Material'. (Für das Interpretationswesen 'Mensch' gibt es nämlich überhaupt kein wirklich 'totes Material' der Wahrnehmung). Wenn man erfährt, was das *H* bedeutet, wird man die pragmatische Funktion des *H* verstehen (seine Bedeutung). Ob man es als *Kommunikation* bzw. als *kommunikative Handlung* und damit als *Text* auffassen sollte, ist eine andere Frage. Es wäre dann ein Text bzw. eine Kommunikation, wenn man zwischen *Information* und *Kommunikation* keinerlei Unterschied machte, wie dies im nachrichtentechnischen 'Kommunikationsmodell' der Fall ist, dessen Anwendung auf die menschliche Kommunikation aber schon von Karl Bühler kritisiert worden war. Mir scheint, daß man zwischen *Informationsfunktion* und *Kommunikationsfunktion* unterscheiden sollte, wobei man wiederum der Spur des Sprachgebrauchs folgen kann. *'Information' ist tendenziell völlig ablösbar von jedem menschlichen Subjekt, 'Kommunikation' nicht; eine 'Information' kann man völlig verständnislos weitergeben, Kommunikation bezweckt Verstehen.* Derzeit spricht man in ungeklärter Überlappung oder Variierung von 'Informations- und Kommunikationstechniken' und dgl.. Es fehlt offensichtlich an einer klaren Grenze, obwohl im Sprachgebrauch meist die Existenz zumindest einer unscharfen ('fuzzy') Grenze zwischen Information und Kommunikation vorausgesetzt wird. Einzelwörter oder Abkürzungen, die auf Gegenständen oder Teilen von Gegenständen angebracht sind, um subjektunabhängig (sender- und adressatenunabhängig) über das Vorhandensein einer Substanz oder Eigenschaft oder Funktion zu informieren ("Kaffee" [auf der Selbstbedienungskaffeemaschine], "h" [auf dem Heißwasserhahn], "Hörsaal 4" [an der Hörsaaltür]), sollten nach meinem Verständnis nicht als Texte oder kommunikative Handlungen gelten, weil Kommunikation nicht nur einen gemeinsamen Kode voraussetzt, sondern auch

einen Ich–Hier–Jetzt–Ausgangspunkt einer kommunikativen Handlung sowie eine Interaktionsmöglichkeit. Es läßt sich jedoch nicht bestreiten, daß man – von einem rein informationstechnischen Standpunkt aus – hier auch anderer Meinung sein könnte. Daß es sich bei solchen informierenden Markierungen ("Hörsaal H") aber *keinesfalls um prototypische Texte* oder kommunikative Handlungen handelt, wird wohl niemand bestreiten.¹²

Kann dagegen nun aber die Metapher "totes Material" auch nur einen Augenblick lang für *prototypische* Texte, also für indexikalisch–ikonisch–symbolische Äußerungen sinnvoll verwendet werden? Wenn ein Mensch Sie in einer fremden Sprache grüßt oder etwas fragt oder anbettelt? Wenn ein Bayer Sie mit schwerer Zunge anmacht? Für Schriftrollen, die in einer Oase gefunden werden? Für das Verbotsschild "Rauchen nicht gestattet"? Für werbende Leuchtschriften, die an Fassaden aufblinken? Für die Gebrauchsanweisung, die im Karton steckt?

Mir scheint, es ist sinnlos bzw. ein unnützer Sophismus, anzunehmen, daß Texte – d. h. kommunikative Äußerungen – für irgendeinen Menschen zu irgendeinem Zeitpunkt *rein materielle Signifikanten* sein könnten, die erst durch das Wissen von Hörerlesern ex nihilo mit Bedeutung oder Sinn "ausgefüllt" werden müssen. Es ist viel überzeugender, davon auszugehen, daß Texte für alle menschlichen Wesen von vornherein *Symptome* eines kommunikativen Verhaltens oder Willens sind.¹³ Das heißt: Der erste Schritt des Textverstehens ist eher ein Heraushören oder *Erraten* einer kommunikativen Intention als ein "Ausfüllen" toten Materials mit dem Vorwissen des Hörerlesers. Ich schließe mich hier völlig Dietrich Busse an, der das Verhältnis zwischen Text und Textrezipient als "*Wechselverhältnis mit zwei 'gleichberechtigten' Wirkungsgrößen*" (184) bezeichnet.¹⁴

In der Übersetzungswissenschaft scheint mir heute weitgehend – wenn nicht gar zunehmend – das 'arbiträre' Rezeptionsmodell vorzuherrschen, daß also eigentlich alleine der Leser den Text "produziert" oder "konstruiert", den "Textstatus zuspricht", dem Text "einen Sinn gibt" usw.¹⁵ Damit zusammen hängt die häufig geäußerte Meinung, da das Verstehen ohnehin ungesteuert und individuell verlaufe, sei die Berufung auf 'den' Ausgangstext theoretisch überholt, entspreche einer falschen, 'philologischen' Textideologie.

3. Ein holistisches Textmodell: Der Text als "Spitze des Eisbergs"

Von welchem Textbegriff soll die Übersetzungstheorie ausgehen?

Eine der fruchtbarsten Metaphern der heutigen Textlinguistik, die ebenso in der Linguistik wie in der Literaturwissenschaft begegnet, scheint die zu sein, daß der sichtbare Text immer nur die "Spitze eines Eisbergs" darstellt.¹⁶ Oder die weniger kompakten Varianten davon, daß zu jedem Text auch eine "Szene hinter dem

Text" gehört, daß vieles "zwischen den Zeilen" steht usw.

Die Quelle solcher metaphorischer Redeweisen ist Wittgensteins Begriff des 'Sprachspiels', die Vorstellung also, daß unser Sprachgebrauch nicht irgendwelche sprachexternen Wahrheiten repräsentiert, sondern eingebettet ist in eine bestimmte 'Lebensform' und nur im weiten Kontext dieser Lebensform Sinn macht und erhält.

Wittgenstein wollte durch den Verzicht auf eine Ontologisierung der Sprache, die vor allem durch Nietzsches radikale Sprachkritik als rein anthropomorphe Perspektive entlarvt worden war, durch die Reduktion der Bedeutung auf den Gebrauch in Sprachspielen, zu einer Klärung des Verstehens beitragen. Man versteht eben, weil man Mitspieler ist in einem Sprachspiel. Man kann natürlich auch Mitspieler sein in Sprachspielen unterschiedlicher Lebenswelten, verschiedener Sprachen. Man ist auf jeden Fall vom embryonalen Zustand an emotional-körperlicher Mitspieler im sozialen Leben, bevor man zum intellektuellen Mitspieler wird.¹⁷ Alles konventionelle Verstehen baut auf der angeborenen Empathie auf.

Daraus ergibt sich die schlichte Konsequenz, daß Übersetzer verstehend und produzierend nur die Bereiche 'beherrschen' können, wo sie Mitspieler sind. Für die Ausbildung ergibt sich die Frage: In welchen Sprachspielen lernen Übersetzer mitspielen – abgesehen von wissenschaftlichen Referaten und Fachtexten? In welchen emotionalen, alltäglichen, kulturellen, historischen, medialen, politischen, soziolektalen, ideologischen, religiösen, ökologischen, bürokratischen usw. Sprachspielen werden sie ausgebildet und sollen sie ausgebildet werden?

Kehren wir aber von diesen anwendungsbezogenen Fragen wieder zum Textmodell zurück. Auf den Text bezogen bedeutet die Metapher von der "Spitze des Eisbergs" offensichtlich eine *Zweiteilung* des Textes in das, was der Leser eines Textes auf dem Papier vor sich sieht, und in das, was er nicht sieht, aber als zum Text Gehörendes und – wie ich betonen möchte – zum Text oft Hinzuzuhörendes ergänzen muß. Es ist eine Zweiteilung in Text und die dazugehörige Lebenswelt. Ich mache hier nur Andeutungen.¹⁸

Erstens: Es steht tatsächlich etwas da, und zwar kein 'totes Material'. Der dastehende Text ist ein 'vollkommenes Zeichen' im Sinne von Peirce, d.h. er ist nicht nur eine in diskrete und arbiträre Symbole kodierte Botschaft, sondern auch indexikalischer Ausdruck einer Senderinstanz; deren Ausdruckswille sich meist schon in der ikonischen Form einer (rationalen, emotionalen, aktionalen) akustischen oder optischen Präsentation zu erkennen gibt.

Was dasteht, läßt sich nicht wegdiskutieren; das gilt natürlich auch für tatsächlich dastehende Mehrdeutigkeiten usw.

Zweitens muß man sagen, daß das, was dasteht, nicht alles ist: Jeder Text gehört in eine bestimmte Lebenswelt, die aber synchron und diachron eine außerordentliche Tiefe und Breite hat. Was nicht dasteht, was also "unterhalb der Wasserlinie" liegt oder "zwischen den Zeilen" steht, wie Peter von Polenz metaphorisch schreibt,¹⁹ hängt vom Leser ab, von der historischen und synchronen Weite seines lebensweltlichen Wissens. Dieses Wissen ist von Mensch zu Mensch variabel. Dadurch wird das Verständnis aber keineswegs beliebig: Wer mehr weiß, versteht mehr. Natürlich gibt es konkurrierende Methoden des Textinteresses – Psychoanalytiker stellen andere Fragen als Soziologen, Juristen oder Theologen; aber *innerhalb* der jeweiligen Fragestellungen gibt es die Möglichkeit, das bessere vom schlechteren Verständnis zu unterscheiden.²⁰ Eco nennt drei Kriterien (Sparsamkeit, Kausalität, Kohärenz),²¹ ich glaube aber, zwei genügen: Das bessere Verständnis ist das, welches a) die *Gegenargumente* berücksichtigt und b) *mehr Sinn* macht, das 'Kohärentere', das 'Sinngemäßere'. Ich halte es für logisch unmöglich, das Gegenteil zu behaupten, also zu sagen: "Mein Verständnis des Textes ist zwar selektiv, aber ebenso gut oder richtig."

Ich meine also mit Eco, daß die *intentio operis* gegenüber Autor und Leser *autonom* ist. Der Text bzw. Textsinn sollte nicht mit den individuellen Interpretationen von Texten verwechselt werden, wie das in manchen Theorien geschieht. Es gibt Qualitätsgrade des Verstehens, und es gibt die schönen Überraschungen von Aha-Erlebnissen des Verstehens, die man z.B. beim Vergleich von Bearbeitungen mit genauen Übersetzungen erleben kann.

4. Texte als Symptome

Die falsche Anwendung der Dichotomie von Signifikant und arbiträrem Signifikat in der Texttheorie wird meiner Meinung nach von Wittgenstein und wohl auch von Peirce widerlegt. Auf Saussures oben zitierte Bedenken wegen der Pantomime müßte man also erwidern: *Alle* (prototypischen) Texte haben eine *pantomimische* Seite, die wir verstehen, noch bevor wir wissen, was der Text genau besagt. Peirce spricht von der Notwendigkeit des "Erratens", Schleiermacher vom "divinatorischen" Verstehen;²² ich sage dafür "empathische Kompetenz",²³ die eine angeborene Eigenschaft aller sozialen Gattungen und die Grundlage allen Verstehens ist. Wer z.B. aus Intonation und Akzentuierung nicht die Rhemata erraten oder umgekehrt einen geschriebenen Text nicht entsprechend stimmlich modulieren kann, ist als Dolmetscher oder Übersetzer verloren.

Niemand hat die *pantomimische* Seite der Texte genauer erkannt als Nietzsche, wie vor allem Hans-Martin Gauger und Helga Bleckwenn in den letzten Jahren gezeigt haben.²⁴ Zwei kurze Nietzsche-Zitate mögen dies verdeutlichen:

"*Gut* ist jeder Stil, der einen inneren Zustand wirklich mitteilt, der sich über die Zeichen, über das Tempo der Zeichen, über die *Gebärden* [...] nicht vergreift".²⁵

Und:

"Welche Marter sind deutsch geschriebene Bücher für den, der das dritte Ohr hat. [...] Und gar der Deutsche, der Bücher *liest!* Wie faul, wie widerwillig, wie schlecht liest er! Wie viele Deutsche wissen es und fordern es von sich zu wissen, daß *Kunst* in jedem guten Satz steckt – Kunst, die erraten sein will, sofern der Satz verstanden sein will!"²⁶

Man darf das entdramatisieren, z.B. dadurch, daß man 'Können' sagt statt 'Kunst'. Im Grunde genommen verweist Nietzsche immer wieder auf die über 2000 Jahre alte Tradition des Textverstehens und –produzierens: Texte sind immer auch *rhetorische* Ausdrucksformen. Jeder (prototypische) Text hat einen *Gestus* (Brecht), eine bestimmte pantomimische Physiognomie, die von Langeweile über Nüchternheit bis zu autoritärem Geplärre reicht. Daß das so ist, kann man durch den Komiktest feststellen, indem man z.B. beim Vorlesen einer Nachricht oder eines Liebesbriefs oder einer Gebrauchsanweisung den falschen Gesichtsausdruck aufsetzt oder die falsche Intonation, Stimme, Gestik wählt – was gar nicht so einfach ist. Kurz gesagt: Die Textlinguistik und Verstehensforschung sollte nach der langen strukturalistischen Abstraktionsphase wieder Wilhelm Wundt oder Friedrich Nietzsche oder Wilhelm von Humboldt konsultieren, die alle wußten, daß Sprache Symptom eines *ganzen* Menschen und einer *ganzen* Lebenswelt ist. In der postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft dürfte dieses nicht produkt-, sondern *menschenbezogene Sprachwissen* immer wichtiger werden.

5. Die Übersetzungstheorie sollte die rhetorische Praxis einzuholen versuchen

Fazit: Der Text, der dasteht, fordert vom Leser zwei Typen von Ergänzungen: 1. semantische Ergänzungen im Sinne der Einbettung in die Sprachspiele einer Lebenswelt; 2. körpersprachliche Ergänzungen im Sinne der dazugehörigen (dazuzuhörenden) Rhetorik samt dazugehöriger optisch–graphischer Realisierung. Bei beiden Ergänzungstypen gibt es Grade der verstehenden und natürlich auch der produktiven Kompetenz. (Ich habe mich hier auf das Verstehen–Können beschränkt).

Ein *holistischer* Textbegriff dieser Art ist derzeit vor allem in der *Praxis* der literarischen Übersetzer, der Werbetexter und Marketingmanager zu finden. Die Texttheorie und die Übersetzungstheorie sollte diese Praxis theoretisch einzuholen und didaktisch vorzubereiten versuchen.

Bibliographie

Biere, Bernd Ulrich (1989): *Verständlich–Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*, Tübingen: Niemeyer.

Helga Bleckwenn (1992): "'Der Stil soll leben': Nietzsches Lehre vom Stil – aus didaktischer Sicht interpretiert". Erzgräber, Willi / Gauger, Hans–Martin (Hrsg.) (1992): *Stilfragen*, Tübingen: Narr, 42–58.

Busse, Dietrich (1992): *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Butzkamm, Wolfgang (1989): *Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts*. Tübingen: Francke.

Eco, Umberto (1992): *Die Grenzen der Interpretation*, München, Wien: Hanser.

Eco, Umberto (1996): *Zwischen Autor und Text. Interpretationen und Überinterpretationen*. München: dtv.

Gauger, Hans–Martin (1986): "Nietzsches Auffassung vom Stil". Gumbrecht, Hans Ulrich / Pfeiffer, Karl Ludwig (Hrsg.) (1986): *Stil: Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 200–214.

Heringer, Hans Jürgen (1988): *Lesen lehren lernen: Eine rezeptive Grammatik des Deutschen*, Tübingen: Niemeyer.

Ingarden, Roman (1960): *Das literarische Kunstwerk* (1931), 2. Auflage, Tübingen: Niemeyer.

Jakobson, Roman (1992): *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*, hrsg. von Elmar Holenstein, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Knobloch, Clemens (1990): "Text". Sandkühler, H. J. (Hrsg.) (1990): *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*, Hamburg: Meiner, 1990, 4. Bd., 571–575.

Kohlmayer, Rainer (1996a): *Oscar Wilde in Deutschland und Österreich. Untersuchungen zur Rezeption der Komödien und zur Theorie der Bühnenübersetzung*, Tübingen: Niemeyer.

Kohlmayer, Rainer (1996b): "Wissen und Können des Literaturübersetzers. Bausteine einer individualistischen Kompetenztheorie". Kelletat, Andreas F. (Hrsg.) (1996), *Übersetzerische Kompetenz*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 187–205.

Lyotard, Jean–François (1987): *Der Widerstreit*, München: Fink.

Mukarovsky, Jan (1970): *Kapitel aus der Ästhetik*, Frankfurt: Suhrkamp.

Nietzsche, Friedrich (1958): *Werke in drei Bänden*, hrsg. von Karl Schlechta, München: Hanser.

Pavis, Patrice (1988): *Semiotik der Theaterrezeption*, Tübingen: Narr.

Polenz, Peter von (1980): "Möglichkeiten satzsemantischer Textanalyse". *ZGL* 9, 133–153.

Polenz, Peter von (1985): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen–den–Zeilen–Lesens*, Berlin/New York: de Gruyter.

Saussure, Ferdinand de (1967): *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin: de Gruyter.

Schmidt, Siegfried J. (1973): *Texttheorie*, München: Fink.

Stingelin, Martin (1995): "Nietzsche, die Rhetorik, die *décadence*". *Sprache und Literatur* 26, 1995, H. 75/76, 27–44.

Welsch, Wolfgang (1987): *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim: VCH.

Wittgenstein, Ludwig (1996): *Ein Reader*, hrsg. von Anthony Kenny, Stuttgart: Reclam.

Zima, Peter V. (1991): *Literarische Ästhetik. Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft*, Tübingen: Francke.

1 Aus welchen Einzelkompetenzen sich diese Übersetzungskompetenz zusammensetzt, habe ich in meiner Gernersheimer Antrittsvorlesung am Beispiel der Literaturübersetzer darzustellen versucht. Vgl. Rainer Kohlmaier: "Wissen und Können des Literaturübersetzers. Bausteine einer individualistischen Kompetenztheorie", in: Andreas F. Kelleter (Hrsg.), *Übersetzerische Kompetenz*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 1996, S. 187–205.

2 Vgl. Wolfgang Butzkamm: *Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts*. Tübingen: Francke, 1989, S. 163, 166.

3 Eine Anmerkung nebenbei: In neueren übersetzungstheoretischen Arbeiten wird im Brustton der Überzeugung beschrieben oder auf irgendwelchen Schalttafeln dargestellt, was angeblich in den *Synapsen* der Übersetzer abläuft (vgl. z.B. Hans G. Hömig: *Konstruktives Übersetzen*, Tübingen: Stauffenburg, 1995, S. 51 u.ö.). Dahinter stecken mindestens folgende Voraussetzungen: 1. Die Neurologen wissen endgültig Bescheid über die Funktionsweise des Gehirns. 2. Sie haben dieses Wissen in Texte übersetzt. 3. Die Übersetzungswissenschaftler haben diese Texte gelesen und verstanden. 4. Sie wenden diese Texte korrekt und sinnvoll auf den Übersetzungsprozeß an. 5. Sie kommen dabei nicht nur zu einer neuen Terminologie, sondern auch zu Erkenntnissen, die nicht schon vorher bekannt waren. – Ich bezweifle energisch, daß wir über Texte besser Bescheid wissen als über Gehirne. Die Flucht vor der Hermeneutik und "der" Philologie (vgl. ebd. S. 171) in die Neurologie ist die zeitgemäße Form der positivistischen Ideologie.

4 Ich gehe – den Gedanken des 'späten' Wittgenstein folgend – von einem alltagssprachlichen Gebrauch des Wortes 'Text' aus. Begriffe wie *Wort, Satz, Zeichen, Text* gehören zu den "offenen Grundbegriffen [...], die nicht abschließend definiert werden können" (Vgl. Clemens Knoblochs Artikel "Text", in: *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*, hrsg. von H. J. Sandkühler, Hamburg: Meiner, 1990, 4. Bd., S. 571–575; hier S. 572). – Drei Punkte

scheinen mir für eine vorläufige Abgrenzung des Textbegriffs wichtig zu sein: 1. Zwischen *Zeichen* und *Text* besteht fast immer ein eindeutiger Gebrauchsunterschied. Kein normaler Sprecher des Deutschen würde z.B. das *H* auf der Tür der Herrentoilette oder das *h* auf dem Heißwasserhahn als *Text* bezeichnen ("Achte auf das Zeichen *H!*" *vs.* "Achte auf den Text *H!*"). 2. Die *Erklärung* dessen, was das Zeichen *H* auf der Tür der Herrentoilette bedeutet, ist ein *Text* – wie jede Erklärung jedes natürlichen oder kulturellen Zeichens (Blitz, Donner, Verlobungsring, Zifferblatt usw.). 3. Die Gleichsetzung von *Zeichen* und *erklärendem Text* ist ein logischer Kategorienfehler (Identifizierung von Explanandum und Explanans), vergleichbar der Verwechslung von Küchengerät und Gebrauchsanweisung.

[5](#) Nach Peirce sind "die vollkommensten Zeichen [...] solche, in denen die ikonischen, indexikalischen und symbolischen Züge so gleichmäßig wie möglich miteinander verschmolzen sind" (hier zitiert nach Roman Jakobson: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*, hrsg. von Elmar Holenstein, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992, S. 119). Eine solche 'Verschmelzung' ist nur auf Textebene möglich. Ein 'vollkommenes' Zeichen bzw. ein 'Text', wenn ich Peirces Begriff des 'vollkommensten Zeichens' richtig interpretiere, müßte also indexikalisches Anzeichen einer Senderinstanz sein ('Symptom' in Bühlers Terminologie), es müßte zwischen Botschaft und Vermittlungsform eine analoge Beziehung bestehen, und es müßte in diskrete, arbiträre Einzelzeichen fixiert bzw. fixierbar (und übersetzbar) sein.

[6](#) Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin: de Gruyter, 1967, S. 79f.

[7](#) Jan Mukarovsky: *Kapitel aus der Ästhetik*, Frankfurt: Suhrkamp, 1970.

[8](#) Roman Ingarden: *Das literarische Kunstwerk* (1931), 2. Auflage, Tübingen: Niemeyer, 1960.

[9](#) Siegfried J. Schmidt: *Texttheorie*, München: Fink, 1973, S. 150f. Vgl. dazu auch Dietrich Busse: *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992, S. 103.

[10](#) Vgl. Umberto Eco: *Die Grenzen der Interpretation*, München, Wien: Hanser, 1992; ders.: *Zwischen Autor und Text. Interpretationen und Überinterpretationen*. München: dtv, 1996.

[11](#) Hans Jürgen Heringer: *Lesen lehren lernen: Eine rezeptive Grammatik des Deutschen*, Tübingen: Niemeyer, 1988, S. 5; Hervorhebungen R. K. Vgl. dazu auch D. Busse, *Textinterpretation*, 1992, S. 242.

[12](#) Auch Heinz Vater läßt eine gewisse Unschärfe des Textbegriffs zu, wenn er schreibt, "daß 'Textoiden' (bzw. 'Pseudotexten', 'Nichttexten' oder wie auch immer man sie nennt) sehr wohl vom Rezipienten in einem geeigneten situativen bzw. sprachlichen Kontext eine Interpretation zugeordnet werden kann" (Heinz Vater: *Einführung in die Textlinguistik. Struktur, Thema und Referenz in Texten*, München: Fink, 1992, S. 66).

[13](#) "Es wäre schwer, wenn nicht gar ganz unmöglich, wollte man ein Beispiel für einen vollkommen reinen Index anführen oder ein Zeichen finden, das überhaupt keine indexikalische Qualität hat" (Peirce 2.306, hier zitiert nach Jakobson, *Semiotik*, S. 119). Wenn dies schon für Einzelzeichen gilt, dann umso mehr für kommunikative Äußerungen (Texte). Der Gegensatz zu Saussures grundsätzlich arbiträren Zeichenbegriff ist bemerkenswert.

[14](#) Busse, *Textinterpretation*, S. 184.

[15](#) Ich belege diese Zitate nicht, da nicht die Fundstellen wichtig sind, sondern die typische Einseitigkeit, wie sie in antihermeneutisch-kognitivistischen Positionen zutage tritt.

[16](#) Vgl. z.B. Peter von Polenz: "Möglichkeiten satzsemantischer Textanalyse", in: *ZGL* 9, 1980, S. 133–153; hier S. 133; Patrice Pavis: *Semiotik der Theaterrezeption*, Tübingen: Narr, S. 77.

[17](#) "Bin ich weniger sicher, daß dieser Mann Schmerzen hat, als daß $2 \times 2 = 4$ ist? – Aber ist darum das erste mathematische Sicherheit? 'Mathematische Sicherheit' ist kein psychologischer Begriff. Die Art der Sicherheit ist die Art des Sprachspiels", schreibt Wittgenstein in den Philosophischen Untersuchungen (hier zitiert nach Ludwig Wittgenstein: *Ein Reader*, hrsg. von Anthony Kenny, Stuttgart: Reclam, S. 257). – Unsere emotional-körpersprachliche Kompetenz wird – verglichen mit der Feinfühligkeit der Kinder – im Laufe des Lebens systematisch reduziert bzw. 'normalisiert'.

[18](#) Eine genauere Diskussion dieses holistischen Textbegriffs findet sich in: Rainer Kohlmayer: *Oscar Wilde in Deutschland und Österreich. Untersuchungen zur Rezeption der Komödien und zur Theorie der Bühnenübersetzung*, Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 74–88.

[19](#) "Was in vielen Texten unter der Wasserlinie liegt, nennt man Referenz, Prädikation, Tiefenkasus, Illokution, Perlokution, propositionale Einstellung, Präsupposition, Implikation, Imagearbeit usw." (Peter von Polenz: "Möglichkeiten satzsemantischer Textanalyse", in: *ZGL* 9, 1980, S. 133–153; hier S. 133f.). Vgl. auch P. v. Polenz: *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen–den–Zeilen–Lesens*, Berlin/New York: de Gruyter, 1985.

[20](#) Dagegen herrscht *zwischen* den verschiedenen Sprachspielen tatsächlich ein unentscheidbarer Sinnpluralismus bzw. ein kaum abschließbarer Streit der Interpretationen. Vgl. dazu besonders Jean–François Lyotard: *Der Widerstreit*, München: Fink, 1987; Wolfgang Iser: *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim: VCH, 1987.

[21](#) Eco, *Zwischen Autor und Text*, S. 56.

[22](#) Vgl. dazu Bernd Ulrich Biere: *Verständlich–Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*, Tübingen: Niemeyer, 1989, S. 113.

[23](#) Vgl. Kohlmayer: "Wissen und Können des Literaturübersetzers", S. 197–199.

[24](#) Z.B. Hans–Martin Gauger: "Nietzsches Auffassung vom Stil", in: Hans Ulrich Gumbrecht/Karl Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): *Stil: Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986, S. 200–214; Helga Bleckwenn: "'Der Stil soll leben!': Nietzsches Lehre vom Stil – aus didaktischer Sicht interpretiert", in: Willi Erzgräber/Hans–Martin Gauger (Hrsg.): *Stilfragen*, Tübingen: Narr, 1992, S. 42–58. Vgl. auch Martin Stingelin: "Nietzsche, die Rhetorik, die *décadence*", in: *Sprache und Literatur* 26, 1995, H. 75/76, S. 27–44.

[25](#) Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden*, hrsg. von Karl Schlechta, München: Hanser, 1958, 2. Bd., S. 1104 (*Ecce Homo*, 1888).

[26](#) Nietzsche, *Werke*, 2. Bd., S. 713 (*Jenseits von Gut und Böse*, 1884/85).